Kriegssprache

Autor(en): **Hochstrasser, Franz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik**

Band (Jahr): **4 (1984)**

Heft 7

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-651784

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Franz Hochstrasser

Kriegssprache

Wir hörten oft, seit 1945 gebe es Frieden. Das stimmt aber nicht: wir leben im „Kriegfrieden", in Zeiten,wo Frieden und Krieg ineinander verfliessen. Der Krieg ist zwar im Frieden versteckt, aber dennoch allgegenwärtig. Als Beispiel dafür weist *Reimer Gronemeyer* (S. 76) auf Autobahnen hin, die als Landebahnen für Kriegsflugzeuge dienen werden, auf Waldstrassen, die zu Raketensilos führen. Das sind Beispiele aus der Welt der Dinge – wenden wir uns der Sprache zu. Bei genauerem Hinhören und Hinsehen entdecken wir, wie viele Kriegswörter wir alltäglich, in den sogenannten Friedenszeiten verwenden. Mit Kriegswörtern meine ich ganz einfach jene Wörter, die dem Kriegs(hand)-werk entliehen, aber nicht mehr direkt auf kriegerisch-militärische Dinge, Personen, Tätigkeiten oder Verhältnisse bezogen sind. Dennoch leben sie als kriegerische fort, treiben ihr Unwesen im Alltag der Menschen: diese reden und schreiben von ihren Dingen, Mitmenschen, Tätigkeiten und Verhältnissen, als ob es gälte, jeden Tag „Krieg zu führen" gegen die Andern, sich dem „General"(-Sekretär) unterzuordnen, nicht „zwischen die Fronten" zu geraten, oder doch „mit scharfem Geschütz aufzufahren". Man sieht sofort: es handelt sich um Bedeutungsübertragungen aus dem Bereich von Krieg und Militär in unsern Lebensalltag. Und die Beispiele zeigen, dass solche alltäglichen Kriegswörter in bezug auf wirklichen Krieg und wirkliches Militär abstrakt wirken. Die Abstraktion ist ihrerseits wirklich: die Menschen sprechen eine Sprache des Krieges, den sie meist nicht selber führten. Diese Kriegssprache ist über weite Strecken nicht durch tätige Praxis gestützt, hat nichts zu tun mit den alltäglichen Lebens-Interessen und -Notwendigkeiten der Menschen. Auch der über die Medien in die Stuben aus allen Teilen der Welt vermittelte Krieg bleibt für die Zuschauerinnen und Zuschauer erfahrungsfremd, ebenfalls abstrakt.

Krieg dagegen, das ist hier einzuschieben, geschieht nicht als Abstraktes. Krieg ist immer Ausdruck bestimmter gesellschaftlicher Kräfte. Eine wichtige Voraussetzung fürs Folgende ist nun, dass die Kriege in ***unserem*** jüngeren Geschichts- und Kulturkreis, welche den realen Boden für die Kriegssprache hergeben, in aller Regel Kriege im Interesse der Herrschenden waren; das gilt auch für die geplanten Kriege, die gegenwärtig in den „Verteidigungs"-Ministerien vorbereitet werden. Es sind dies Kriege, die auf Herrschaft über den Gegner aus sind. Den Willen des Gegners zu bezwingen und ihm den Willen der eigenen Kriegspartei aufzuzwingen, beschrieb schon ***Clausewitz*** als Ziel solchen Kriegs: Auslöschung der Autonomie des Gegners also.
In diese Voraussetzung geht ein, dass die Kriegssprache in unserm Alltag nicht genährt ist durch Erfahrungen aus „Kriegen von unten". Weniger in den Mitteln, aber in den Zielen unterschieden sich diese vom Krieg bürgerlicher Regimes. Ihr Motiv ist nicht, dem Gegner den eigenen Willen aufzuzwingen, sondern gegen ihn den eigenen Willen für sich selber durchzusetzen: Gewinnen der eigenen Autonomie. ***Negt/Kluge*** verdeutlichen dies anhand der Bauernkriege dieses Jahrhunderts: „Sie enthalten im Ansatz ein Stück Gegenproduktion der Autonomie des Gegners. Sie sind Akte der Gewalt, um den Gegner zur Herstellung seines besseren Ichs zu zwingen" (S. 839).

Die Voraussetzung erweist sich so zugleich als eine historische Eingrenzung

des Themas. Mit Kriegssprache ist eine im folgenden näher zu bestimmende Sprachform gemeint, die heutzutage im Alltag der Menschen innerhalb des deutschen Sprachbereichs zu beobachten ist (die DDR klammere ich wegen ihrer besonderen gesellschaftlichen Entwicklung, aber auch wegen meiner ungenügenden Kenntnis der dortigen Alltagssprachgebräuche aus). Die Eingrenzung des Themas auf die Alltagssprache bedeutet zugleich, dass hier nicht die Rede sein wird von der Sprache, die sich, sei es in theoretischer, historischer, literarischer oder aktuell-politischer Absicht, mit dem Krieg befasst (darüber gibt das wichtige Buch von *Fritz Pasierbsky* viele Aufschlüsse).

Die Bedeutungsübertragungen vom Kriegerischen ins Alltäglich-Nichtkriegerische sind eigen-artig. Sie bringen einfach Sinnbilder, Veranschaulichungen hervor; die Verwandtschaft von „Baum" und „Stammbaum" ist einfach und drängt sich ohne weiteres dem Verständnis auf. Ob aber die Bombe mit dem „Bombenfest" in verwandtschaftlicher Beziehung steht? Die Bombe ist ein mit Kampfladung gefüllter Körper; sie wird zur Vernichtung von Erd- und Seezielen eingesetzt. Soweit ein Umschreibungsversuch. Wir alle wissen, dass bei der Vernichtung von Erd- und Seezielen auch Menschen vernichtet werden. Falls es festende Menschen waren – wäre denn dies ein Bombenfest? So berechtigt diese folgernde Frage ist, so deutlich macht sie zugleich, dass mit dem „Bombenfest" etwas ganz anderes gemeint ist: ein lebensfrohes, verspieltes, ausgelassenes Beisammensein von Leuten, oder alltäglicher: eben ein saugutes Fest. Eine Stimmung ohne Druck, ohne Zwänge und Bedrohung wird dort anzutreffen sein. Bombe ohne Bedrohung?

Kriegssprache ist nur möglich unter Lebensverhältnissen, in denen Krieg als spezifische Form von Gewalt bestimmend ist. Die Existenz von Kriegswörtern widerspiegelt diesen Sachverhalt. Die Wörter selbst entziehen sich dieser Widerspiegelung; sie schlüpfen in metaphorische Gewänder und stellen so ganz anderes dar, als sie ursprünglich bezeichneten – hier die Kanone, dort die „Sportkanone", hier die Kreuzer als raketen- und artilleriebestückte Überwasserstreitkräfte, dort die „Strassenkreuzer", usw. Im Gange dieser metaphorischen Umkleidungen findet eine Abstraktion, ein Wegziehen vom wirklichen Krieg, vom wirklichen Militär, von wirklichen Waffen statt. Dabei gehen die Wörter der Bedrohung verlustig, welche die einst von ihnen bezeichneten Gegenstände und Verhältnisse beinhalteten. Durch die Abstraktion werden von diesen nur einzelne Aspekte „hinübergerettet" in die Metaphern – der Rest verwandtschaftlicher Verbindungen zu den Ursprungswörtern. Das lässt sich leicht beobachten an Kriegswörtern, die ausgingen von Kriegsdingen mit je besonderen Gebrauchswerten. Diese Gebrauchswerte sind es, die (teilweise) erhalten bleiben in den gewandelten Alltagsbedeutungen, so etwa bei der Rakete die Schnelligkeit („er kam wie eine Rakete hereingeschossen"), bei der Bombe die (Spreng)Kraft (ein Sänger als „Stimmungsbombe"), beim Kaliber die Masszahl (mit „grobem Kaliber" antreten). Solche Bilder sind nicht bedrohlich. Selbst wenn in der Alltagssprache „geschossen" wird, fällt kein Mensch tot hin. Was fällt, ist die unmittelbare Bedrohung.

Kriegssprache – Skandalöse Sprache

In seinem Erziehungstrakt an den jungen Gennariello zieht *Pasolini* über die christdemokratischen Machthaber Italiens her; sie blieben nicht nur an der Macht, sondern sie würden auch noch reden. „Und gerade ihre Sprache ist nun der eigentliche Skandal" (S. 135).
Skandal bedeutet Ärgernis. Mehr als darum geht es hier um die Unerträglichkeit des Skandals: Kriegssprache ist menschenverachtend. Das ist eine Anklage. Sie ist getragen von der Überzeugung, dass eine neue Gesellschaft nur Bestand haben wird, wenn die Menschen sich gegenseitig achten und sich so gegenseitig ihre Selbstverwirklichung ermöglichen. Die Kriegssprache spiegelt – zwar vermittelt – gegenwärtige Gewaltverhältnisse wider; sie tritt aber zu diesen hinzu und gewinnt eine eigene, durchaus gewalttätige Dynamik, indem sie das äussere staatliche Gewaltmonopol zurückbringt in die Menschen hinein. Hier ist der Ort, wo sie ihr Unwesen treibt. Sie ist nicht die Sprache, welche den Entwurf einer neuen Gesellschaft begreifen, welche über allenfalls auch gewaltsame Veränderung der bestehenden Gesellschaft nachdenken will. Umgekehrt: sie verharrt im Heutigen, nimmt Einsitz in den Menschen und Einfluss auf ihr Verhältnis untereinander. Kriegssprache gehört so zu den „Ordnungssystemen zur Erzeugung von Feindseligkeit" *(Peter Brückner*, S. 115).

Kriegssprache entsprachlicht Sprache. Diese taugt für vieles nicht mehr. Wo sonst die Metapher dazu dient, Sprache und damit Kommunikation zwischen Menschen mit Bildern zu schmücken, geht sie in der Kriegssprache in die Öde. Sie verarmt, trocknet aus. Sie trägt nicht dazu bei, Konflikte auszutragen; selbst wo dies in der Wirklichkeit ansatzweise gelänge, zeigt die Kriegssprache das Bild, in welchem mit kratzender Feder die „Aufweichung der Fronten" eingeritzt ist. Oder: die Metapher unterstützt nicht das Anliegen, Verständnis und Wohwollen für ein Kind auszudrücken, das in seiner Entwicklung langsamer als andere voranschreitet – ein „Spätzünder" sei jenes, knarrt sie.

Skandalös ist die Kriegssprache auch deshalb, weil sie lügnerisch daherkommt. Lüge hier nicht als Verstoss gegen ein moralisches Gebot, sondern als Verstellung von Wirklichkeit. Die Kriegssprache schafft es, „Schlechtes" in „Gutes" zu verkehren – Merkmale des Krieges oder der Krieger werden freundlich, wenn nicht sogar lustvoll. Mit einem Anflug von Respekt wird man etwa auf einen „gewiegten Taktiker" hingewiesen, der es wohl verstand, zum geeigneten Zeitpunkt aus der „Defensive" in die „Offensive" überzugehen.

Das alles sei Moral, mag jemand einwenden. Nicht als Einwand, aber als Feststellung kann ich den Satz akzeptieren – und höre schon das Surren im Wespennest, in das die Forderung nach einer linken Debatte über Moral hineingerät. Dennoch: hier meint Moral nicht das Dingfestmachen der Verantwortung(slosigkeit) anderer, sondern: sich selbst in Verantwortung setzen. Unsere Verantwortung, das ist zu unterstellen, nährt sich aus der Vorstellung einer besseren Zukunft, leitet sich her aus einer gesellschaftlichen Utopie. In *diesem* Sinne werden Ereignisse, die ausserhalb von Verantwortung stehen, zum

Skandal. Und die Kriegssprache ist einer davon.

Zur moralisch geleiteten Klage über die Kriegssprache müssen Fragen über deren Ort und Funktion im gesellschaftlichen Lebenszusammenhang hinzutreten. Als ob ich um sie herumginge, versuche ich drei Hinsichten zu beschreiben – Aspekte von Kriegssprache also, die hier herausgehoben werden, in Wirklichkeit aber ineinander übergehen.

Erste Einsicht: Die Kriegssprache verdinglicht

Die Sprache dient der Widerspiegelung der Wirklichkeit. Ist diese durch gesellschaftlich bedingte Entfremdung zunehmend verdinglicht, so schlägt sich dies auch in der Sprache nieder. Ein Beispiel, das sich auf unmittelbar militärisch-politische Gefüge bezieht, bestätigt dies: so treten „in unserer Vorstellung die handelnden Menschen immer mehr hinter abstrakte Systeme und am Ende hinter die Technik zurück. Wir sagen: Russland bedroht Amerika oder umgekehrt. Oder die SS 20 bedrohen Westeuropa, dagegen die Pershing II Mittelrussland" (*Richter,* S. 36 f.).

Es verwundert also auch nicht, wenn die alltägliche Kriegssprache verdinglicht. Was als Verarmung der kommunikativen Qualität der Sprache schon ausgemacht wurde, gewinnt hier genauere Umrisse. Verdinglichung erweist sich als „Verfühldinglichung" und „Entfühlung" zugleich; dies als zwei Seiten ein und desselben Musters. Gefühle oder Gefühlsäusserungen werden zu (kriegerischen) Dingen. Mit einer Mischung von Belustigung, Ekel und Respekt geraten schwergewichtige Menschen zu „schweren Kalibern" (ursprünglich bezeichnet das Kaliber den Innendurchmesser des Laufs einer Feuerwaffe). Oder das Lachen von Menschen erstarrt zur Lach„salve". Natürlich ist hier wie dort Gefühl mit im Schwange, doch die Kriegssprache schafft es, dies Gefühl zuspitzend zugleich zu verfestigen; es schwingt nicht mehr, sondern steht da wie ein Ding.

Die Kehrseite ist die „Entfühlung", sinnfällig dort, wo gleich ganze Menschen unters Kriegsgerät gelangen. Eugen Meier war, als ich noch zur Schule ging, ein Fussballspieler bei den Young Boys Bern. Er war bekannt für seine präzisen Weit-Schüsse, mit denen er viele Tore „schoss". Es wurde Brauch, nur noch vom „Bomber-Geeni" zu reden. Oder: eindrücklich und breit beschreibt *Roland Barthes* das Gemachte an den Auftritten des Sektenpastors Billy Graham. Jener Beschreibung entspricht, dass im Alltag der Prediger als "Maschinengewehr Gottes" apostrophiert wird.

Zwei Beispiele, die von einzelnen Männern handelten – die Frauen hingegen sind alle der Möglichkeit nach „Sexbomben". Entfühlung als Be-Herrschung der Frauen wie Objektdinge, als Verkrüppelung zum technisch-dinglichen Vorgang zwecks männlichen Lustgewinns; letzteres ist nicht nur auf „richtige" Vergewaltigung, sondern auch auf Voyeurismus und sprachliche Aufgeilung bezogen. Wir finden hier eine alltägliche Erscheinungsform des Zusammen-

hangs von Militarismus und Sexismus wieder (einen lehrreichen Bericht hierzu hat der *Fachbereich Frauen* des Bildungswerkes für Friedensarbeit herausgegeben).

Zweite Hinsicht: Die Kriegssprache ist ideologisch

Man sagt halt so: „Papierkrieg" anstelle Bürokratie, „Kapitulation" zum Aufgeben von Plänen, „Gewehr-bei-Fuss-stehen" zum Abwarten des weiteren Verlaufs, „straffes-Regiment-führen" zu einer autoritären Befehlshaberei, usw. Man sagt halt so, das heisst, man redet kriegerisch, ohne dies eigens zu bedenken, ohne böse Absicht. Also automatischer Gebrauch der Kriegssprache.

Es handelt sich hier um den Gebrauch jener besonderen Alltagssprache, die sich vieler Kriegswörter bedient. Mit dem „Gebrauch der Kriegswörter" ist ein thematischer Kreis berührt, der in dieser Zeitschrift bereits in Diskussion stand. ***Robert Heim*** unterstellt in seinem Aufsatz über Sprache und Ideologie, dass Wörter neutrale Zeichen seien. Folgerichtig fährt er fort, dass den Wörtern ihr ideologischer Gehalt erst durch (ideologischen) Gebrauch zukomme. Die konkrete Untersuchung besonderer Sprachformen, hier der Kriegssprache, macht demgegenüber deutlich, dass Heims Aussage nicht grundsätzlich gelten kann. Kriegswörter sind keine neutralen Zeichen. Sie sind durch ihre gesellschaftlich-historische Entstehung zu verhältnismässig eindeutigem Gebrauch bestimmt. Dieser trägt kommunikativen, ebenfalls gesellschaftlich-historisch bestimmten Bedürfnissen und Notwendigkeiten Rechnung; er ist nicht beliebig.

Auf Heims Aufsatz schrieb ***Urs Rosenberg*** eine Replik. Im Unterschied zu ihm bin ich in Folgerung des oben Gesagten der Auffassung, dass sich Ideologiekritik als Sprachkritik durchaus betreiben lässt. Als Ansatzpunkt für dieses Unterfangen eignet sich das Gefühl, dass mit der Wendung „man sagt halt so" irgendetwas beschönigt werde. Dies Gefühl als Ahnung, dass es sich bei dem Beschönigten um etwas eigentlich Unschönes handelt.

Das lapidar hingestellte „Unschöne" hat seinen Kern darin, dass wir „leben in der Differenz: von Leben und Tod, Rationalität und Irrationalität, Bildung und Unbildung, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Genuss und Mühsal, Gesundheit und Krankheit, Glück und Leiden, Gut und Böse, Selbstbestimmung und Entfremdung, Vertrautem und Fremdem, Realem und Imaginärem" (*M. Gronemeyer*, S. 19). Die gesellschaftliche Entwicklung zu solcher Lebenshaltung ist hier nicht darzustellen – wichtig scheint mir aber, dass dies der Grundgehalt der Kriegssprache ist: sie fasst unsere Verhältnisse als übergreifende Anwendungen des Freund-Feind-Verhältnisses, sieht die Menschen grundsätzlich in wechselseitiger Gegnerschaft oder zumindest Unterordnung.

Der Grundsatz wechselseitiger Gegnerschaft bzw. Unterordnung der Menschen gibt – ich hoffe, dass darüber nicht gestritten zu werden braucht – keinen anthropologischen Sinn. Wäre er gültig, so hätte sich die Menschheit nicht im geschichtlichen Massstab entwickeln können; sie hätte längst getan, was in diesen Zeiten erstmals technisch möglich ist, nämlich sich selbst ausgerottet. Hierin liegt das Ideologische der Kriegssprache: sie bringt Gewaltsam-Kriegerisches an die Oberfläche, deckt es aber nicht als solches auf, sondern deckt die heraufgespülte Gewalt in der metaphorischen Abstraktion gleichzeitig zu. Krieg und Gewalt unterlegt sie als eine naturgleiche Konstante, die in ihrer

Sturheit den menschlichen Möglichkeiten gesellschaftlicher Lebensentwicklung widerspricht.

Diese Möglichkeiten schliessen ein, dass sich geschichtlich Macht- und damit Gewaltverhältnisse herausbilden. Es gehört zum Ideologischen, dass es immer auch Richtiges abbildet – was die Sache nur fataler macht. Krieg ist immer Angriff; selbst die Konzepte der Verteidigung enthalten diesen als wesentliches Element. Mit der Übernahme in die Alltagssprache wird der Krieg gewöhnlich. Er verkehrt sich in der bestehenden gewalttätigen Lebenswelt mitunter zur scheinbar nützlichen Sache. Die Redeweisen vom „offensiven Politiker", von der „Verteidigungslinie, die zu halten" sei, von den wackeren Leuten draussen „an der Front" bezeugen es.

Dabei geschieht Sonderbares. Die Kriegssprache, unfähig zur unmittelbaren Mitteilung der Menschen untereinander, gewinnt erneut eine Mittlerfunktion. Als verdinglichte Sprache wird sie den Menschen äusserlich; sie verdichtet sich zu einem eigenen System, das ihnen entgegentritt. *Heim* (S. 46) ist wörtlich zu nehmen, wenn er von „einer Apparatur ideologischer Sinn- und Bedeutungsgehalte" schreibt – diese Verdichtung ist es, welche die Kriegssprache unabhängig von ihrem Gebrauch direkter Ideologiekritik zugänglich macht. Die „neue" Mittlerfunktion der Kriegssprache besteht nun darin, dass sie als Ausdruck von Gewaltigem die Möglichkeit des Eindrucks, der Beeinflussung mittels der Sprache herstellt. Ich schrieb oben, der Krieg wird gewöhnlich. Die Kriegssprache ist die Mittlerin des Prozesses, in dem wir uns immer wieder an das Kriegerische gewöhnen. Dass wir bereits gewöhnt sind an Kriege, lässt sich an alltäglichen Diskussionen über den Krieg nachweisen: in Abhebung zum befürchteten Atomkrieg wird der „normale Krieg" wie etwa die beiden Weltkriege unterschieden (in diesen beiden normalen Kriegen starben 65 Millionen Menschen); als ich mit jemandem über das Wort „Harnisch" redete, bekam ich zu hören, dieses stamme aus Zeiten „romantischer Kriege". Auch oder gerade wenn die Gewöhnung zur individuellen Verleugnungshilfe wird, wie dies *Richter* (S. 105) anmerkt, gerade dann erweist sich die Kriegssprache als Ideologie eingebettet in die gesellschaftlichen Interessen- und Machtverhältnisse. Um die Sache auf den harten Boden zurückzuholen: während der Niederschrift dieser Zeilen kreuzen US-Kriegsschiffe vor Nicaragua auf.

Dritte Hinsicht: Kriegssprache ist Militarisierung des Alltags

Diese Hinsicht folgt einer simplen Formel: indem wir alletage in Begriffen von Krieg und Militär reden, ist unsere Sprache bereits militarisiert. Dass diese Militarisierung funktioniert, hat verschiedene Gründe. Wir müssen an uns selber feststellen, dass von den Einzelnen her der von aussen wirkenden Militarisierung eine subjektive Bereitschaft entgegengebracht wird. Diese kann sich aufgrund der jeweiligen Lebensumstände innerhalb der individuellen Lebensläufe herausbilden, kann aber auch aktuellen Bedingungen geschuldet sein. So denkt *Klaus Ottomeyer*, „dass es im Kapitalismus eine strukturelle Überforde-

rung und Krise von Identität gibt, die sich in bestimmten historischen Phasen und Situationen verschärft" (S. 251). Und weiter: „Subjektive Militarisierung ermöglicht . . . eine Schein-Stabilisierung von Identität, eine Schein-Aneignung von aus der Kontrolle geratenen gegenständlichen Umwelten" (S. 255). Subjektive Militarisierung bringt also (kurzfristigen) Gewinn. Diesem Gewinn stehen Kosten gegenüber. Militarisierung bedeutet einerseits militärische Überstülpung von Zivilbereichen (z.B. die seinerzeitigen Flugplatzbewachungen in Kloten und Genf durch Soldaten; Gedanken„spiele" über einen Militäreinsatz in künftigen Auseinandersetzungen um das AKW Kaiseraugst). Anderseits, und in unserem Zusammenhang wichtiger, heisst Militarisierung auch Einbezug aussermilitärischer Bereiche in Krieg und Kriegsvorbereitung. Dieser Einbezug geschieht nicht immer freiwillig, und selbst dort, wo er doch freiwillig geschieht, wird selbstbestimmte Kooperation verunmöglicht, werden Zutrauen, Sensibilität und Zärtlichkeit verschüttet. Die Einbezogenen werden auch persönlich zunehmend gerüstet und gepanzert. Sicher wäre es falsch, die Militarisierung der Menschen ausschliesslich auf die alltägliche Kriegssprache zurückführen zu wollen. Was aber hier festgehalten werden kann, ist zweierlei. Die Kriegssprache trägt zur Militarisierung der Menschen bei: sie bereitet in ihnen den inneren Kriegfrieden auf oder verstärkt ihn. Und Kriegssprache ist eine Form von Unterdrückung und damit Gewalttätigkeit. Sie bringt also zugleich hervor, was sie verdeckt und vermittelt widerspiegelt.

Wenden wir uns nochmals kurz den Kosten zu. Die Kosten der einen Seite bilden den Gewinn der andern. Jugendliche machten den Zusammenhang an einer Hausmauer deutlich: „Wer nicht mehr verwundbar ist, wird verwendbar." Wer verwendet, wer hat also Interesse an der Militarisierung der Einzelnen? Diese Interessenten wären sicher aufzuspüren; sie würden sich zugleich als Interessenten für Kriegssprachideologie entpuppen. Ich mache nur den Hinweis, dass dort, wo die Sprache gezielt verändert wird, die Interessen (und Interessenten) deutlich zutagetreten: „Ich habe 21 Personen behandelt. Die Exekution ging glatt vonstatten" – alle, Nazis und Nichtnazis wussten, was gemeint war. Oder: die früheren Kriegsminister heissen heute Verteidigungsminister, und 1984 werden sie, wenn Orwell auch in diesem Punkt rechtbekommt, Friedensminister heissen. Unverblümt und entsprechend sachlich heisst es im Armeeleitbild 82 des EMD: „Wo Strukturen neu geschaffen oder abgeändert werden müssen, ist die Identität Friedensstruktur-Kriegsstruktur anzustreben" (S. 10).

Wir als Sprechende

Wir als linke Sprechende: da rücken Fragen zum Marxismus ins Blickfeld. Der Marxismus, der auf den ersten Blick eine kriegerische Sprache verwendet, als Sprachskandal? Dazu zwei Anmerkungen:

Erstens: Der Marxismus ist keine Sprachform, derer sich die Menschen in ihrem alltäglichen Reden bedienen. Er ist eine Theorie, ein gezieltes Durchdenken und Auf-den-Begriff-Bringen gesellschaftlicher Verhältnisse. Er fasst diese Verhältnisse in ihrer Entwicklung, die bestimmt ist durch Widersprüche, durch grundlegende Interessengegensätze von Bevölkerungsschichten und -Klassen. Die Verkehrsformen zwischen diesen Gruppierungen werden als gewalttätige sichtbar – Klassenkampf als Stichwort. Im Marxismus als

Theorie sind die Gewaltverhältnisse bewusst zur theoretischen Abbildung gebracht. Soll diese Abbildung wirklichkeitsangemessen ausfallen, hat sie sich solcher sprachlicher Mittel zu bedienen, welche Gewalt (und damit auch Krieg) als das ausdrücken, was sie ist – „Krieg" und „Kampf" sagen, wo Krieg und Kampf ist.
Zweitens: die marxistische Gesellschaftstheorie ist ihrerseits selbst Produkt der Verhältnisse, in denen sie sich entwickelt. In der bestehenden bürgerlichen Gesellschaft ist ein leitendes kulturelles Muster das „Leben in der Differenz". Es fusst auf der Aussperrung des Todes aus dem Leben. Mit den Gegensätzen, die diese Differenz ausmachen, „wird umgegangen wie mit dem Gegensatz zwischen Leben und Tod. Wir betrachten das Wesen als die Summe jeweils des Positiven der Gegensatzpaare, dem sozusagen als ständige Bedrohung dieses Wesens das Un-Wesen, die reine Negation gegenübersteht" (*M. Gronemeyer*, S. 20). Aus dieser Sicht ist Aufrüstung und letztlich Krieg ein Mittel, die Differenz aufrechtzuerhalten: auch der imperialistische Krieg wird in Gang gebracht, um angeblich die Sicherheit der Bevölkerung zu gewährleisten oder zu erhöhen, umgekehrt um die Unsicherheit als „Negatives" abzuspalten, in die Nicht-Existenz zu bringen. Bezüglich marxistischer Theorie drängt nun die Frage, wieweit auch sie durch „Differenzdenken" in Beschränkung gerät, wenn sie sich der aktuellen Welt-Kriegs-Lage stellen will. Dass diese Lage seit Ende des zweiten Weltkriegs eine neue Qualität erreicht hat, ist dabei vorausgesetzt.

Wir als Sprechende? Unsere sprachliche Alltagspraxis ist weniger „rein" als die Theorie, sie unterliegt vielen zusätzlichen Einflüssen. So wird es auch nicht *die* einfache Antwort auf die Frage geben, wie mit der Kriegssprache umzugehen sei. Ich denke beispielsweise nicht, dass wir mittels simpler (Kriegs-) Sprachverweigerung uns aufs Glatteis einer Sprachpathologie neuen Typs begeben sollten. Umgekehrt scheint auch Sprachtherapie nicht das Mittel der Wahl; selbst dort bestünde nicht von vornherein ein Gewalt-frei-Raum (vgl. *Hochstrasser*). Die Forderung könnte vielmehr lauten: der Umgang mit der Kriegssprache sollte zum bewussten Umgang mit der Sprache werden. Denn es ist zu bedenken, „dass wir immer in der Gefahr sind, einen Teil unseres Selbstverständnisses (und damit auch Selbst-Ausdrucks, F.H.) aus den Händen unserer Gegner in Empfang zu nehmen" (*Brückner*, S. 140). Bezüglich der Kriegssprache war von ihrem ideologischen Charakter, von ihrer verdinglichenden und militarisierenden Funktion die Rede. *Bewusstsein darüber schafft schon erste Sperrigkeit.* Der Empfang aus den Händen unserer Gegner wird gestört. Erfahrungen, die ich in Gesprächen über Kriegssprache gewonnen habe, bestätigen dies: viele Leute wurden nachdenklich und erzählten später, dass sie aufmerksamer und bewusster auf ihre alltäglichen Sprachformen, vor allem auf das, was in der Kriegssprache zum Ausdruck gelangt, zu achten begonnen hatten.

Bleibt die Frage nach der aktiven Veränderung der Alltagssprache. Deren „Pazifizierung" taugt nichts, wenn damit die einfache Umkehrung von Militarisierung gemeint ist. Auf die Sprache bezogen hiesse dies, auch dort „friedlich", unkriegerisch zu reden oder zu schreiben, wo Unfriede und Krieg bestimmend sind. Wie die Kriegssprache verlöre auch eine so pazifizierte Sprache ihren Sinn als Sprache: grundlegende gesellschaftliche und private Verhältnisse blieben der Mittelbarkeit entzogen. Diese Form pazifizierter Sprache hätte als Kehrseite der Kriegssprache mit dieser gemeinsam: stumme Sprache zu sein. Auch sie wäre ideologisch bzw. ist es dort, wo sie schon angewendet wird: Kriegsflugzeuge werden zu „Tigern", Kriegspanzer zu „Leoparden", Erstschlagwaffen zahlen die Regierungen aus dem „Verteidigungs"etat.

Damit die Sprache redend wird, damit die Redenden wissender *und* sensibler werden, ist eine „Entmischung" der Sprache anzustreben. *Hans-Eckehard Bahr* schreibt in seinen Thesen „für eine Friedens-Politik von unten: „Heute nun stehen wir erstmals vor der Aufgabe, auch die militärischen Denksysteme zu zivilisieren" (S. 58). Im Zuammenhang der Kriegssprache wäre bescheidener und zugleich realistischer die Aufgabe zu bewältigen, die zivilen Denk- und damit Sprachsysteme zu entmilitarisieren.

Ich fasse für uns als Sprechende zusammen: wir leben im Widerstreit von Bestehendem und der Utopie – diese ist nicht möglich ohne die Grundlage des Bestehenden, sie bedingen und negieren sich wechselseitig. Das gilt genauso für die Art, sich gemeinsam fortzubewegen, zu politisieren also in der Bandbreite von pragmatischem Abwägen hier bis zum Probieren gemeinsamer, hoffnungsvoller Lebensentwürfe dort. Dasselbe auch für die Sprache: es kann nicht darum gehen, die – unsere – Sprache einseitig zu pazifizieren, zu verfriedlichen. Denn sie bleibt das Mittel, um u.a. gegenwärtige gesellschaftliche Gewaltverhältnisse zu widerspiegeln. Sie soll aber auch unser Mittel sein können, solche Verhältnisse zur Sprache zu bringen, in denen keine Menschen mehr andere Menschen (materiell oder immateriell) ausbeuten. *Auch* sprachlich ist so die widersprüchliche Einheit von Friedfertigkeit und Kämpfertum immer wieder neu herzustellen.

LITERATUR

Bahr, H.E.: 1982, Thesen: Für eine Friedens-Politik von unten, in: Gronemeyer, 7 M. u. R., 57-60.

Barthes, R.: 1982, Mythen des Alltags, Frankfurt M.

Brückner, P.: 1979, Über die Gewalt, Berlin.

Eberhard, F.: 1983, Sprachmanipulation, in: „Psychologische Mobilmachung", Forum für Verhaltenstherapie und Psychosoziale Praxis 4, 211-216.

EMD: 1982, Armeeleitbild und Ausbauschritt 1984-87, Bern.

Fachbereich Frauen des Bildungswerkes für Friedensarbeit (Hg.): 1983, Gewalterfahrungen von Frauen im Alltag. Zusammenhänge zwischen Sexismus und Militarismus, Bonn (Bestellungen: Berliner Platz 33, D 53 Bonn 1).

Gronemeyer, M.: 1982, Sicherheit und Verletzlichkeit. Plädoyer für eine neue Abhängigkeit. In: Gronemeyer, M., Gronemeyer, R., 13-25.

Gronemeyer, M., Gronemeyer, R. (Hg.): 1982, Frieden vor Ort. Ausbrechen – Verantwortlich werden. Frankfurt M.

Gronemeyer, R.: 1982, Friedensstarre. Es ist nicht möglich, zu desertieren. In: Gronemeyer, M., Gronemeyer, R., 73-91.

Heim, R.: 1982, Sprache und Ideologie: Ideologie als Sprach- und Sinnkritik, in: Widerspruch 4, 44-55.

Hochstrasser, F.: 1983, Therapie – friedlich? In: Hochstrasser, F., Galliker, M. (Hg.): Spielen als Sprachförderung, Luzern, 15-22.

Negt, O., Kluge, A.: 1981, Geschichte und Eigensinn, Frankfurt M.

Ottomeyer, K.: 1982, Militarisierung der Subjekte und des Alltagslebens, in: Das Argument 132, 246-255.

Pasolini, P.O.: 1980, Gennariello, in: Freibeuter 3, 125-141.

Pasierbsky, F.: 1983, Krieg und Frieden in der Sprache, Frankfurt M.

Richter, H.E.: 1982, Zur Psychologie des Friedens, Reinbek.

Rosenberg, U.: 1983, Zeichen, Sprache, Ideologie. Replik auf R. Heim, in: Widerspruch 5, 106-110.